

der philosophischen und psychologischen Anthropologie neue relevante Untersuchungsergebnisse und Theorien sammelt, eine immense Fachliteratur kritisch durcharbeitet und daraus neue Perspektiven und Antworten gewinnt. So kann er manche alten Überlegungen zur Emotionalität, Rationalität und leibseelischen Einheit des Menschen konkreter und realitätsnäher beantworten und andererseits die erwähnten psychologischen Forschungen an ihre philosophischen Prämissen und Konsequenzen erinnern. G. bietet eine Zusammenschau, die in dieser Gründlichkeit und Kompetenz zu diesem Thema einmalig sein dürfte und zur Überwindung des tiefen Grabens zwischen philosophischen und psychologischen Erkenntnisbemühungen beitragen kann: ein Grundlagenwerk für alle anthropologisch Interessierten. B. GROM S. J.

SCHEELE, BRIGITTE, *Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände*. Grundriß einer epistemologischen Emotionstheorie. Tübingen: Franke 1990. 297 S.

Im Rahmen des Forschungsprogramms *Subjektive Theorien* (FST) formuliert die Autorin eine radikal kognitive Emotionstheorie. Den Ausgangspunkt dazu bildet das dem FST zugrundeliegende Menschenbild, das den Menschen als kognitiv konstruierendes und sinnkonstituierendes Subjekt begreift, das prinzipiell zu Reflexivität, Rationalität, sprachlicher Kommunikation und sozialer Interaktion fähig ist. Als kognitiver Konstruktivist wird der Mensch nicht primär durch die Umwelt determiniert, sondern moduliert diese. Dieses Bild des Menschen entspreche dem Selbstbild des Wissenschaftlers und beschreibe das Erkenntnis-Objekt strukturparallel zum Erkenntnis-Subjekt. In ihrer theoretischen Modellierung der Emotion auf dem Hintergrund dieses Menschenbildes lehnt S. jede an der „Außenansicht“ orientierte, naturwissenschaftlich empirische Vorgangsweise ab und wählt einen Zugang, der die wertende „Innenansicht“ erlebensnah zu erschließen und zu verstehen sucht. Mit Hilfe dieses methodischen Ansatzes will sie jede Dichotomisierung von Verstand und Gefühl, von Reflexivität und Emotionalität überwinden und die unechte Theorienkonkurrenz in der gegenwärtigen Emotionsforschung auflösen.

Im theoretischen Teil des Buches (1–103) zeigt die Autorin, wie die epistemologische Emotionstheorie klassische Probleme der Emotionsforschung zu lösen vermöge. Die Kernannahme der menschlichen Reflexivität sei beispielsweise für die Weiterentwicklung der bisherigen „kognitiven“ Emotionstheorien und zur Auflösung der Kognitions-Emotions-Debatte von Nutzen. Ausgangspunkt der epistemischen Emotionstheorie ist die These, „daß die (bewertende) Reflexivität des menschlichen Subjekts die für die (qualitative) Art und Differenziertheit des Emotionserlebens entscheidende Instanz darstellt“ (15). Den Begriff Reflexivität verwendet S. anstelle des Begriffes Bewußtsein bzw. Bewußtheit und versteht darunter kognitive Prozesse des Selbst- und Weltbezugs, die mit „awareness“ ablaufen, über die das reflexive Subjekt also Auskunft geben kann. Die Autorin möchte die Beziehung von Emotion, Kognition und Verhalten/Handeln theoretisch kohärent ausarbeiten, was bisher durch die fruchtlose und unentscheidbare Kognitions-Emotions-Debatte verhindert worden sei. Dieser Streit um den Vorrang der Kognition oder Emotion, das sogenannte Abfolgeproblem, sei aus der Welt, sobald man es als Definitionsproblem betrachte. S. sieht die Lösung dieser Kontroverse in der Radikalisierung der kognitiven Position im definitorischen Bereich: Gefühle sind weder prä- noch postkognitiv, sondern kognitiv. Sie konzipiert Emotion als „warme Kognition“, indem sie die in jedem emotionalen Erleben vorhandenen Bewertungsaspekte als den unvermeidbar kognitiven Anteil bei der Konstruktionsexplikation von Emotion betrachtet. Emotion definiert sie als Zustand der Bewertung von Selbst-Welt-Relationen unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe. Dieser Definition zufolge liest sich z. B. die Beschreibung von Angst so: „Antizipation von Ereignissen, die das Ich (Organismus oder Selbstkonzept) des Subjekts zumindest partiell zerstören (können) und für die dem Subjekt keine Vermeidungsmöglichkeit bekannt ist“ (49). Das „Warme“ bzw. das „Emotive“ der Emotionen entstehe unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe des Selbstkonzepts. Selbstverständlich sei der Begriff Bedürfnis nicht organismisch zu verstehen, sondern als persönlichkeitspezifische, relativ überdauernde Werthaltung. Wegen des „selbst“-bedeutsamen Inhaltes unterscheide sich Emotion als

„warme“ Kognition von den „kalten“ Kognitionen. Als Folge der Definition von Emotion als „warme Kognition“ sind andere Emotionskomponenten, wie etwa die emotionsbezogenen physiologischen Prozesse, die vegetativen und motorischen Reaktionen oder die expressiven Verhaltensweisen, für die Kernintension des Konstrukts Emotion als nicht notwendige Merkmale zu vernachlässigen. Das einzig notwendige Kernmerkmal für das Konstrukt Emotion sei die „bedürfnisrelevante Bewertung“. Verhaltensbiologische und neurophysiologische Erklärungsansätze und Emotionstheorien werden ausgeschlossen. Das könne für die emotionspsychologische Theoriebildung nur von Vorteil sein, da diese Ansätze partiell zirkulär und vor allem reduktionistisch seien. Die epistemologische Anthropologie enthalte die Möglichkeit der Emotionskontrolle und -beeinflussbarkeit und sei mit einer generellen „Passivität“ des Emotionserlebens nicht vereinbar. – Bezüglich der Frage, wie sich aus der Vielfalt der Ausdrucksmöglichkeiten emotionalen Erlebens valide Indikatoren für dessen Vorliegen gewinnen lassen (Repräsentationsproblem), vertritt S. die Position, daß die Sprache das präziseste Mittel sei, um „zu fühlen“ und um Fühlen mitzuteilen. Denken, Fühlen und Wollen seien als internes Erleben nur dem Erkenntnis-Objekt direkt zugänglich und folglich von dessen semiotischer Vermittlung nach außen abhängig. Dabei stelle die verbalsprachliche Auskunft von allen indirekten Zugangsmöglichkeiten für den semiotischen Gegenstand „Emotion“ die unmittelbarste Annäherungsweise dar. Die sprachliche Repräsentation sei für die menschliche Emotionalität als die höchste Repräsentationsform anzusehen. Für das Forschungsprogramm *Subjektive Theorien* ist die sprachliche Selbstauskunft des Erkenntnis-Objekts daher die *via regia* zu den Gefühlen. Wegen der naturwissenschaftlichen Orientierung der Psychologie in den letzten hundert Jahren, die dazu führte, mentale Ereignisse primär über die „Außenansicht“ des Erkenntnis-Subjekts, und nicht über die „Innenansicht“ des Erkenntnis-Objekts zu konstruieren, sei diese *via regia* bisher kaum befahren worden.

Der empirische Teil des Buches (105–240) ist der Überprüfung der (empirischen) Brauchbarkeit des zentralen Bedeutungspostulats gewidmet. Die Autorin will hier zeigen, daß der subjektive Wertbezug, der den Kern des emotionalen Erlebens bildet, empirisch nachweisbar ist. Dazu bedient sie sich des „Szenario-Ansatzes“, einer Zugangsweise zum „bewußten“ Emotionserleben, um die Gefühle als solche, ohne Verlust ihrer Unmittelbarkeit, ihrer erlebten Betroffenheit und ihres gespürten Engagements, erfassen zu können. Es handelt sich um die Analyse von Emotionserlebnissen, die von ProbandInnen in Form von Geschichten berichtet wurden. Das berichtete Wiedererleben von Emotionen sei als die weitmöglichste Annäherung an das Emotionserleben anzusehen. Aus den beiden durchgeführten Hauptversuchen zieht die Autorin folgendes Resümee: „Die Kernannahme der Erlebenskonstitutivität der Bewertungsaspekte besitzt nicht nur theoretisch-innovative Konstruktivität, sondern hat sich auch (innerhalb des hier angewandten Szenario-Ansatzes) als empirisch brauchbar erwiesen“ (243).

Im dritten Teil des Buches (Ausblick) skizziert die Autorin, inwiefern Ansätze, Fragestellungen und Ergebnisse der bisherigen Emotionsforschung im Rahmen einer weiteren Ausarbeitung der epistemologischen Emotionstheorie konstruktiv genutzt und adaptiert werden könnten. Jede Adaptation müsse sich streng an den epistemologischen Kernannahmen orientieren und unter das Diktat „bedürfnisrelevante Bewertung“ einordnen lassen. In diesem Abschnitt kommt die Autorin auch auf das „anthropologisch-emanzipatorische Veränderungspotential der epistemologischen Theorienmodellierung“ zu sprechen. Dies bestehe vor allem darin, Kriterien für die Kritik irrationaler Emotionen sowie für das realitätsadäquate Fehlen von Emotionen zu erarbeiten und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie solche Irrationalität überwunden werden kann. Auch die „neue Gefühlskultur“ sei vom epistemologischen Annahmekern im Bereich der Emotionspsychologie her zu modellieren: „die Fähigkeit zu Emotionen ohne (unmittelbare) sensorische Empfindungen. Denn gerade diese Fähigkeit ist nötig, um z. B. über große räumliche, kulturelle etc. Distanzen hinweg so etwas wie Mitleid, Solidarität etc. mit leidenden Individuen anderer geographischer und kultureller Provenienz zu entwickeln, ohne die jede Humanität in der heutigen Gesellschaft eine verkürzte bleiben wird“ (262).

Positiv zu würdigen ist der Versuch der Autorin, eine Emotionstheorie zu formulieren, die sich explizit auf das Erleben bezieht. Das Emotionserleben ist sicher die in der bisherigen Emotionsforschung am stärksten vernachlässigte Emotionskomponente. Allerdings löst die von S. vorgelegte Emotionstheorie die relative Eigenständigkeit, Unabhängigkeit und geringe Beeinflussbarkeit der Emotionen gegenüber den Kognitionen, des Fühlens gegenüber dem Denken, in „warme Kognition“ auf. Auch sucht man in dieser Emotionskonzeption vergeblich nach der für das Emotionserleben charakteristischen vitalen Betroffenheit durch die soziale und dingliche Umwelt, die nur in Grenzen verstehbar, beeinflussbar und kognitiv repräsentierbar ist. Die Herausarbeitung des „Warmen“, des „Pathischen“ der Emotionen erscheint dem Rez. deshalb nicht überzeugend, weil der Beitrag der Körperprozesse (vor allem der vegetativen Reaktionen) zur spezifischen Erlebensqualität der Emotionen dem Diktat der „Bewertung“ geopfert wird. Problematisch erscheint auch, den Zugang zum Emotionserleben ausschließlich über die Sprache zu suchen, speziell wenn man bedenkt, daß Gefühle bevorzugt auf nonverbale Weise kommuniziert werden. Insgesamt erinnert die im vorliegenden Buch propagierte Emotionalität in Gestalt „warmer“ Kognitionen den Rez. eher an die kalte Welt der Computer und intelligenten Maschinen als an die Welt der Gefühle. Die Vision einer dem „anthropologisch-emanzipatorischen Veränderungspotential“ entsprungenen neuen Gefühlswelt mit ihrer Fähigkeit, Gefühle ohne (unmittelbare) sensorische Empfindungen haben zu können, erinnert an „psychological engineering“ und führt beim Rez. zur recht unmittelbaren sensorischen Empfindung in Form eines kalten Schauers.

H. GOLLER S. J.

### 3. Systematische Philosophie II

DRESCHER, JOHANNES, *Glück und Lebensinn*. Eine religionsphilosophische Untersuchung (Alber-Reihe Praktische Philosophie 38). Freiburg/München: Alber 1991. 397 S.

Auffallend, daß das Thema heute recht häufig „von Autoren behandelt wird, die nicht Fachphilosophen sind“ (130). ‚Glück‘ ist der Philosophie suspekt geworden. Aber worin in der Frage nach ihm gefragt wird, sei weder irrelevant noch abschließend beantwortet (132). Mit großer (z. T. übergroßer?) methodischer Bewußtheit hat Verf. zunächst den Sinn-Begriff entwickelt: in einem Relationsgefüge von Handlung, Subjekt Handlungsziel und Zielhorizont, wobei das Subjekt seinerseits als „aufgespanntes Verhältnis“ (H. Schrödter) zu sehen ist: geworfen und Entwurf. Sinn ist „der Selbstvollzug des Subjekts (im Handeln)“ (56), Bedeutung die Konsequenz des Handelns für die indikative Bestimmtheit des Subjekts (62); und Wahrheit besagt, daß dem Sinn seine Bedeutung zukommt (64 – Sinnlosigkeit betrifft den Zusammenhang von Handlung und Handlungsziel [als Konsequenz – 69]; Unsinn meint das Fehlen von Wahrheit im Bezug von Handlungsziel und Zielhorizont [70]).

Nach Auseinandersetzung mit anderen Sinnbegriffen (Hergemöller, Heinrichs, Lauth, Scherer ...) wurde sodann als Sinn-Inhalt das Glück thematisiert. D. faßt es als Befindlichkeit (von der methodisch das Verstehen abzuheben ist). Die Rede vom Glück-haben (verstehen) gründet so im Glücklich-sein, dies verdeutlicht durch (unplanbares, nicht herzustellendes) Zugeschickte sein und Jemeinigkeit. Es besagt als Übereinstimmung von Indikativischem (Sein) und Imperativischem (Wollen) Wunschlosigkeit (104), verdeckt indes so dem Menschen sein eigenes (Aufgepannt-)Sein (105); doch erschließt es die Selbstübereinstimmung als sein Ziel, augenblickhaft erfahren in Befriedigtsein und Freude. Suche nach Glück ist darum die anthropologische Konstante. Glück-haben als Ziel jeder Handlung, in welch ontischem Vollzug es um das ontologische Glücklich-sein geht (129). Wieder ein Rückblick in die Denkgeschichte: Aristoteles, Augustinus, Thomas, Kant ... Mit guten Gründen verzichtet D. auf M. Müllers Hineinnahme von Welt- und Gottesbezug: theologisch (im heutigen Sinne) sollte man freilich die Rede von Gott nicht nennen, da sie durchaus auch zum